

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 33

Artikel: Grossvaters Lehnstuhl
Autor: F.H.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

uns das Leben durch die Habgier der Menschen geworden ist, kannst du dir nun vorstellen, denn je weniger von unserer Art noch vorhanden sind, um so grösser ist die Nachstellung. Da uns diese hindert, unsere Botengänge richtig auszuführen, so müssen darunter auch die Blumen leiden. Mehr und mehr von ihnen erhalten durch uns keine Liebesgrüsse mehr von ihresgleichen und welken aus Sehnsucht dahin.»

«Das ist ja sehr traurig», meinte der Braune, «aber kann denn den Blumen nicht geholfen werden?»

«Vielleicht wäre es möglich», meinte der Schwalbenschwanz. «Die so klugen Menschen versuchen das Aussterben von Blumenarten zu verhindern, indem die einen den andern das Pflücken von seltenen Blumen verbieten, als ob das etwas nützen könnte.» «Ja, wenn sie etwas mehr Verständnis und Liebe zu Gottes freier Natur aufbringen können und durch wichtigere Sachen von uns abgelenkt werden und wir uns ohne ihre Verfolgungen wieder ungestört der Arbeit widmen

dürfen — den Blumen, den Menschen und auch uns zu Freude und Nutzen.»

Ein kühler Windstoss veranlasste die beiden, sich noch tiefer in das Wollgras zu verkriechen — und wenig später war es der gleiche Wind, welcher Walter unter der Eiche aus dem Schlafe weckte. Schlummertrunken wischte er sich die Augen und musste sich erst besinnen, wo er überhaupt war, denn eben noch meinte er als brauner Schmetterling neben dem Schwalbenschwanz in das Wollgras gekrochen zu sein. Aber nein, der lag ja hier neben dem Fuchs und dem Pfauenauge mit Nadeln angeheftet auf dem Karton — er musste wohl geträumt haben. So froh aber wie sonst, war er nicht mehr über seine Fangergebnisse und öfter blieb er auf dem Nachhauseweg stehen, betrachtete sinnend die sich in der Abenddämmerung zu Ruhe neigenden Blumen und meinte sie leise flüstern zu hören — er hat unsere Liebesboten getötet, nun müssen auch wir sterben.

R. Maurer.

Grossvaters Lehnstuhl

Als die Familie Zimmerli ihr neues, luftiges Einfamilienhaus vor der Stadt draussen bezog, blieb viel altmodischer Plunder und Gerümpel in der Enge des verlassenen Miethauses zurück.

Nur unseres Grossvaters alter Lehnstuhl, ein wahres Ungetüm von einem Möbel, behauptete seinen Platz auch in der Ofenecke der neuen Wohnstube. Die Hausfrau mass ihn mit scheelem Blick, so oft sie sich beim eiligen Reinemachen an seinen weitvorspringenden Armstützen blaue Flecken stiess, und die halbwüchsigen Kinder nannten ihn spottweise nur den «Saurier». Grossvater wusste es sehr wohl, dass der «Saurier» bei gross und klein gleichermassen unbeliebt war. Aber so gefügig er sonst den Weg zum Neuen und Besseren freigab — seinen alten Lehnstuhl verteidigte er so hartnäckig, wie ein Fürst seinen gefährdeten Thron. Und das hatte seinen guten Grund.

Es war beileibe nicht die Macht der Gewohnheit, was diesem alten Möbel sein besonderes Recht im Hause verlieh. «Dieser Lehnstuhl», so erzählte eines Tages der alte Mann seinen Enkel-söhnen, «ist kein gewöhnlicher Lehnstuhl, sondern auf das Innigste mit dem Geschick unseres Hauses verbunden. Mein Vater», so erzählte der alte Mann weiter, «war dazumal schon bei Jahren, ernst und gelassen und zu Gemütsdepressionen und grosser Vergesslichkeit und Zerstreutheit hinneigend, meine Mutter, um vieles jünger als er, von sprudelnder Munterkeit, aber auch jäh aufbrausendem Zorn. Sie hatte sich die ersten Jahre schwer für uns geplagt, späterhin aber eine junge Magd ins Haus genommen, da ihr die Arbeit zu Zeiten über den Kopf zu wachsen drohte.

Die Marlies war hübsch, anstellig und bescheiden und bald von allen im Hause wohlgeleitet. Eines Sonntags nun vermisste der zerstreute Vater seine kostbare goldene Uhr, ein wertvolles, altes Erbstück. Er war gerade an diesem Tage des unfreundlichen Wetters wegen nicht ausgegangen und im Lehnstuhl eingeschlafen. Auch hatte kein fremder Mensch unsere Wohnstube betreten. Wir kehrten nun im ganzen Hause das Unterste zuoberst; aber die Uhr, wie sich wohl denken lässt, fanden wir leider nicht. War der Verlust schon schlimm genug, so wog noch viel schwerer das Misstrauen, das von dieser Stunde an wie eine schwarze Wolke über unseren Häuptern hing. Vater glaubte, uns gut genug zu kennen, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen. Aber da war noch Marlies, die Fremde in unserem Kreis. Jeder von uns scheute sich geradezu, einen Verdacht auszusprechen. Aber wenn Marlies die Suppe auf den Tisch setzte, so verstummte unser Gespräch, als seien unsere Zungen plötzlich gelähmt, und unsere Blicke verfolgten argwöhnisch jede ihrer Handreichungen. Sie spürte wohl schon längst unser verändertes Benehmen.

Eines Tages aber offenbarte ihr ein unbedachtes Wort, das meiner Mutter im Zorn entfuhr, wessen man sie bezichtigte. Sie ward totenbleich, band sich die Schürze ab und verliess noch zur selben Stunde unser Haus. Es war uns seltsamerweise kein Gefühl der Erleichterung, sondern eher ein Schmerz, als wir sie durch unsere Haustüre hinausgehen sahen, in den dicken Novembernebel.

Die Zeit verstrich, Vater kränkelte viel und verliess uns endlich für immer. Ich war eben alt genug, um das Geschäft an seiner Statt weiterzuführen. Die Zeit war mir günstig, ich konnte vieles wagen, was mein Vater sich nicht mehr zugetraut hatte, und die Mutter liess mich in allem gewähren, Vaters

Lehnstuhl war nach seinem Tode nun auch ihr liebster Ruheplatz geworden; er stand aber jetzt am Erkerfenster, und sie konnte von ihm aus bequem den ganzen Marktplatz überblicken und das bunte Leben, das sich zu Zeiten dort unten abspielte.

Zu Mutters sechzigstem Geburtstag, der diesmal gerade auf den «Muttertag» im Mai fiel, sollte nun der brave Lehnstuhl, der ja schon damals ein «alter» war, einen neuen Moquetteüberzug erhalten, und unser Nachbar, Tapezierermeister Brändli, holte ihn darum eines Vormittags in seine Werkstatt hinüber, mit dem festen Versprechen, ihn noch am gleichen Tage abends fix und fertig zurückzubringen. Eine gute Stunde später kam Meister Brändli jedoch ganz aufgeregt und atemlos über die Strasse gelaufen, läutete und brachte uns ein kleines Päckli.

«Raten Sie mal», sagte er, «was ich in Ihrem alten Sorgenstuhl, tief verborgen zwischen Sitzpolster und Rücklehne beim Abschlagen des alten Stoffes an dem Ausspannteil der Lehne gefunden habe? Eine goldene Uhr! Und zwar ein wirkliches, schönes Prachtsstück!» — Mutter hatte kaum einen Blick darauf geworfen, so rief sie tiefbewegt: «Es ist Vaters Uhr! Grossvater Gott — so haben wir damals Marlies bitteres Unrecht getan.»

Und nun weinte sie wahrhaft vor Kummer und Freude zugleich. Ich beschwichtigte sie und versprach, sobald es meine Geschäfte erlauben würden, nach dem jetzigen Verleib des Mädchens zu forschen und seine Verzeihung zu erbitten.

Und wenige Wochen später reiste ich wirklich in Marlies Heimat und fand dort nach einigen Irrfragen, glücklich, die ich suchte. Wenn ich nun indessen geglaubt hatte, Marlies durch mein Bitten bewegen zu können, wieder in unser Haus zurückzukommen, so sah ich mich darin sehr getäuscht. Wiewohl sie sehr hart zu werken hatte, wollte sie doch lieber auf ein besseres Fortkommen verzichten, als noch einmal in unsere Dienste zu treten.

Ich konnte mich jedoch nicht sogleich von Marlies trennen, die mir im schlichten Trachtgewand ihrer heimeligen Bergheimat anmutiger und fraulicher erschien als je. Sie liess es schliesslich noch etwas widerstrebend zu, dass ich während zweier Erntewochen im Haus ihrer Eltern blieb und mich mit viel Eifer, aber zweifelhaftem Geschick auf ihrem Felde abmühte. Wir befreundeten uns in diesen Tagen so herzlich, dass uns zuletzt, als ein dringender Brief meiner Mutter nach Hause rief, der Abschied recht sauer wurde.»

«Weiter, weiter, Grossvater!» drängten die Enkel. «Deine Geschichte ist ja noch gar nicht zu Ende?»

«Nein», sagte der alte Mann lächelnd, «sie fängt vielmehr jetzt erst richtig an. Der Grossvater, wie schon bemerkt, litt öfters an Zerstreutheit und war sehr kurzsichtig und schlief öfters kurz ein. In einem solchen Augenblick wird er die Uhr versteckt haben, weiss Gott aus welchem Grunde. — Aber davon versteht ihr ja alle noch nichts.» Er stand auf und trat tränenden Auges vor Grossmutters Bild, das in einem ovalen hübschen Goldrahmen über der Kommode hing, mit einem grünen Buchszweiglein geschmückt. «Seht ihr», sagte er, «dies ist Marlies!»

«Aber das ist ja Grossmutter?» fragten die Enkel verwundert. «Ja, meine Marlies — und eure Grossmutter! Und nun müsst ihr es allesamt doch sehr wohl begreifen, dass ich mich mein Lebtag nicht trennen mag, von diesem so braven Lehnstuhl, der mir just zur rechten Zeit meines Glückes Unterpfand in die Hand gespielt hat.»

F. H. A.